

Die grüne Seite Die grüne Seite

Laubengeflüster 7/26

Zwischen Schatten und Glückseligkeit. 1873

Ich denke an Elly Kowalski, die mir aus den Flitter-Wochen (aus denen inzwischen Monate wurden) mit ihrem Angetrauten, Professor Mehrstein, bunte, oft wenig aussagekräftige Postkarten sendet. Und wer tut das noch, ich meine Postkarten schreiben. Jedes Mal, wenn ich, zwischen all der Reklame, so einen Pop-up-Gruß aus dem Briefkasten fische, bin ich in Feierlaune, auch wenn danach der Absturz kommt, weil die beiden einfach losgefahren sind und ihre Stammtischfreunde, zu denen auch ich gehöre, allein gelassen haben.



Ein Wechselbad der Gefühle eben. Und in so einem befinde ich mich gerade. Da kommt es mir gelegen, dass ich mich, quasi als Gegenprogramm, vor meinen Ventilator setzen kann, um für uns einen Blick in eines meiner älteren „Schätzchen“ zu werfen, dem Jahrgangsband 1873 der „Gartenlaube“, jenem populären „illustrierten Familienblatt“ vergangener Tage. „Woll’n doch mal sehen, was uns Schmitz Katze vor die Tür gelegt hat“, sage ich grinsend zu meinen hechelnden Hunden, die gerade mit mir von ihrem Wannsee-Ausflug zurück sind und ihr 2. Frühstück intus haben.



Ich bin bei diesem Wetter auf leichte literarische Sommerkost eingestellt. Andere jetten in den Urlaub mit ihren E-Books oder Sommerliteratur, wie „Giftmord unterm Sonnenschirm“. Da werde ich doch mal mit Ihnen zum Pläsir ins Jahr 1873 abtauchen dürfen, Kursbuch „Gartenlaube.

Und, wie der Zufall es so will, gelange ich gleich auf Seite 29 in einen Artikel, der mit dem Ausruf

beginnt: „Räthin, er lebt!“ Diesen ebenso denk- wie merkwürdigen Ausruf soll „in froherregtem Großmutterton eine Greisin zu ihrer achtzehnjährigen Schwiegertochter“ gesprochen haben, währenddessen ihr neununddreißigjähriger Sohn „gradlinig, ... aber nicht theilnahmslos“ am Bette gestanden und die Hand seiner Frau, Mutter seines Sohnes, gedrückt habe. Während ich noch an dem Wort „Greisin“ knabbere, erfahre ich, dass die „harten Wehen“ drei Tage gedauert hätten, aber es habe ja auch gegolten, „einen Löwen zur Welt zu bringen, einen rechten Mannlöwen – den Johann Wolfgang Goethe“. Dieses Ereignis also greift die „Gartenlaube“ 1873, mithin 124 Jahre danach auf, - um Ihnen Stunden zu ersparen: heuer werden es 277 Jahre - was mich etwas wundert, ob der bereits damals offenkundigen Angestaubtheit dieser News. Allmählich verstehe ich aber, dass es sich um den Auftakt einer das Jahrgangsbuch durchziehenden literarischen Fortsetzungsreihe handelt, die überschrieben ist mit: „Goethe - Sein Leben und Dichten in Vorträgen für Frauen geschrieben“. Mich haut es vom Sessel. Weiterbildungsprogramm für gescheite Hausfrauen, denen nur eben mal der Zugang zur Universität und oft zu höherer Bildung verwehrt war. Wohl denn, Feminismus in der „Gartenlaube“; manches hat sich geändert...

Kann nur besser werden, denke ich und erblättere mir den nächsten, gar abstrusen Artikel mit der Überschrift „Die Ehezeitung“. Es stellt sich heraus, dass die „Gartenlaube“ hier mit unverhohlenem Sarkasmus auf einer der neueren journalistischen Errungenschaften des groß-britischen Nachbarn zeigt. Dort würden nämlich „nicht gerade matronenhaft erscheinende Damen“ von jungen Burschen auf den Straßen Londons mit der Offerte zum Kauf ganz besonderer Zeitungen angesprochen nach der Art: „Brauchen Sie vielleicht einen Gemahl, Miß? 's kostet bloß 3 Pence!“ Das Blatt, das hier angepriesen werde, es nenne sich „Organ zur Herbeiführung des häuslichen Glücks“. Mehr als achttausend Kandidaten und Kandidatinnen hätten durch die Ehezeitung ihr erstrebtes Ziel erreicht, ob allerdings damit zugleich das häusliche Glück gemeint sei, so die „Gartenlaube“ zischelnd wie die Schlange im Paradies, „das bleibt freilich unerwähnt“. Auch in Zeiten des Internet-Datings scheint mir diese Aussage von ihrem empirischen Wahrheitsgehalt nichts verloren zu haben.

Ach ja, denke ich noch, da zieht mich der sich unmittelbar anschließende Artikel wieder aus der rosa Traumwelt: „Der Kulihandel“. Es geht darin um Menschenhandel durch betrügerische Anwerbung chinesischer Arbeitskräfte, die auf das Erbärmlichste geschunden wurden am anderen Ende der Welt. Mit Beschämung müsse man eingestehen, so die „Gartenlaube“, dass auch die deutsche Handelsflagge mit dem Makel der Beteiligung an diesem Gewerbe behaftet sei.

Ein Satz in jenem Beitrag über den Kulihandel erschüttert mich ganz besonders: „Es ist Culturwahn, zu glauben, dass die Freiheit der Menschen von selbst komme.“ Alles, so der Autor, sei zurückzuführen auf die träge Macht des bequemen Beharrens, der untätigen Gleichgültigkeit, einer oft erschreckenden Gefühllosigkeit, „aus welcher dann die größten Nichtswürdigkeiten die Bedingungen ihres Daseins und Fortwucherns entnehmen.“ Die träge Macht der Bequemlichkeit, sie ist wie ein schleichendes Gift, das schläfrig macht, nachlässig und dann gnadenlos seinen Tribut fordert- auch daran hat sich nichts geändert, keinen Deut.

Erleichtert widme ich mich dem Artikel „Ein Rest altdeutscher Volksbühne“. Es geht hier um ehemals wandernde Puppentheater, in denen selbst der „Faust“ aufgeführt wurde, „freilich in einer Weise, daß auf einem Sandkorn sich ein Dom gewölbt hat“. Im letzten Akt, als Faust zerschmettert zu Boden sinkt, tanzt aber da das gute Casperle, der seine Seele Mephisto

vorenthalten habe und wohlbestallter Nachtwächter geworden sei, zur Beruhigung der aufgebrachtten Gemüter mit seiner Frau den Kehraus. Ach ja, die Rede war vor allem von einer Puppenbühne vor dem Rathaus in Jena. Und heute? Da plantschen lustige Menschen im großen Swimmingpool vor der Berliner Volksbühne und nennen das Stück „Volksbad“. Okay, denke ich, und wo bleibt das Casperle? Irgendwer muss mich doch retten...

1873, das war nicht nur politisch ein aufregendes Jahr, man denke nur an das „Dreikaiserabkommen“. Nein, das Jahr war auch gekennzeichnet von der unfassbar faszinierenden, weit über 7 Millionen Menschen nach Wien lockenden Weltausstellung im Prater. Die „Gartenlaube“ beginnt aber ihre Berichte über dieses Weltereignis mit den Worten: „Ich sage Dir, thu Geld in Deinen Beutel“. Unter Anlehnung an Jago aus Shakespeares „Othello“, gibt der Autor jenen Ratschlag an all die weiter, die sich der Völkerwanderung anschließen wollen, um in der Donaustadt dem Jahrhundert-Ereignis beizuwohnen. Bald aber kommt der Autor zum Kern des Pudels: „Die Gattin ist's, die theure, die vielleicht, über die Sophalehne gebeugt, ihrem Eheherrn Einwendungen macht, von Gefahren spricht, die ihm drohen ... Welche Gefahren? Der Ehegatte kennt nur eine, nämlich die, daß ihm das Geld ausgehen kann. Diese Gefahr liegt allerdings auf einer Reise zu zweit... Großes Gepäck macht jede Reise theuer.“ Doch, nachdem der Verfasser des Berichts die horrend hohen Messepreise in Wien halbwegs verdaut hat, da genießt er die Ausstellung, die das gesamte Wissen und Können der Menschheit zeige, wie im berühmten „Tempel des Pflugs“, einer atemberaubenden Präsentation neuester Errungenschaften auf den Gebieten der Landwirtschaft und der Technik.

Ganz so wie heute, lagen auch in jenem Mai 1873 Freud und Leid hautnah beieinander. Es waren gerade einmal ganze acht Tage verstrichen nach der offiziellen Eröffnung der Weltausstellung durch Franz Joseph I im Beisein von Kaiserin Sisi, da erschütterte ein Erdbeben ganz Österreich und seine Auswirkungen waren weit über die seismographischen Grenzen hinweg zu spüren. Es handelt sich um den Wiener Börsenkrach am sogenannten „Schwarzen Freitag“, an dem mit einem Schlag das Ende der „Gründerzeit“ eingeläutet war. Hunderte von Unternehmen gingen in Konkurs, ausgelöst durch eine geplatzte Spekulationsblase. Die Folgen waren verheerend für die Volkswirtschaften und damit für die Menschen, die um ihre Arbeitsplätze und ihr täglich Brot bangen mussten. Die „Gartenlaube“ würdigt diesem Ereignis allerdings nur eine Randbemerkung innerhalb ihrer Berichterstattung über die Weltausstellung in Wien. Die „unheilvolle Börsenkatastrophe“ sei, so heißt es, quasi ein heilsamer Schock gegen die Auswüchse auf dem Übernachtungsmarkt



für Messegäste, verursacht „von Hausknechten, die durch die Gunst des Schicksals zu Häuserbesitzern geworden sind, auf jedem Finger einen Brillantring tragen, in einem seidenen Schlafrocke zum Fenster hinausschauen und dabei doch Hausknechte von Gesinnung geblieben sind.“ Nicht auszudenken, wenn Wien in Berlin liegen würde, man hätte vielleicht damals schon an Enteignung gedacht anstatt, wie in Wien ab 1920 geschehen, an Bestandserweiterung...

Okay, ich lass es. 1873 war auch das Jahr, in welchem die Jeans von Levi Strauss und Jacob Davis patentiert wurden, was sich als nachhaltig sinnvoll erwies. Die „Gartenlaube“ berichtete damals in deutschen Landen stattdessen über Trachten, wie sie beispielsweise die Altenburger Bauern auf dem „Mitteldeutschen Volkstrachtenfest“ trugen, machten sich aber als Städter mit unverhohlenem Befremden lustig, „daß es schön sei, dürfte selbst der größte Schmeichler nicht zu behaupten wagen“- was man jedoch auf das Unverständnis zurückführte, dass “durch die Tracht Alles, was die Zierde der weiblichen Gestalt ausmacht, völlig verhüllt“ sei.

Als Letztes entdeckte ich noch einen richtig guten, zukunftsweisenden Artikel unter der Überschrift: „Der Garten auf dem Hause“. Es geht um Dachgärten. Als Anbaufläche für Obst, Gemüse und Blumen, aber auch als Ort der Erholung, als Ort, „aus der Enge dunkler Gassen und Höfe“ zu entfliehen. Also 1873 nicht nur Jeans, sondern auch Weitblick, denke ich beruhigt und klappe nun endgültig und lautstark das Buch zu. Meine Hunde heben nur leicht den Kopf und geben mir damit zu verstehen, dass ich mir jetzt ruhig ein Eis holen gehen kann, denn sie wissen, dass ich ihnen dann auch immer ihr Hundeeis (!) aus der Kühltruhe spendiere. Wahnsinn!

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine wunderbare Zeit, in der der Hochsommer sie nicht nur schwitzen lässt, sondern auch - so oft wie möglich - glücklich macht.

Ihre

Gabriele Thöne.

Herzlichst

Ihre Gabriele Thöne.

Unsere Arbeit wird durch die Firmen Texas BioGold und Energiewert unterstützt. Ausgezeichnet 2022 mit dem Innovationspreis der Lenné-Akademie.

